

dürfen wir hoffen? Bei der Suche nach den Antworten müssen Wissenschaft, Technik und Politik, aber auch Philosophie, Kunst und Religion erneut zusammenfinden, nachdem ihre Wege viele Male nebeneinander verlaufen sind oder sich voneinander getrennt haben. *Wissen muß sich wieder mit Weisheit und mit Glauben verbinden.* Die Resignation gegenüber der Wahrheitsfrage, die schon Pilatus geprägt hat, muß überwunden werden. Toleranz ist ein Raum zur Suche nach Antwort auf diese Frage, nicht aber zu ihrer Suspendierung. Kritische Anfragen an die bisher praktizierte Wertneutralität von Wissenschaft sind fällig. Das biblische Wort „Die Wahrheit wird euch frei machen“ ist heute vielfach in die Meinung verkehrt, daß die Freiheit imstande sei, Wahrheit zu zeugen. Dies führt nicht selten zu jener Willkür, die den Menschen, der für manche Bereiche tatsächlich Herr der Erde geworden ist, aus einem Hirten und Hüter zu einem Despoten macht und sein Verhalten dem eines Wolfes im Schafstall angleicht.

In meiner schon erwähnten Rede in Wien habe ich gesagt: „Der Mensch und seine Welt – unsere Erde, die sich bei der ersten Weltraumfahrt als Stern in Grün und Blau gezeigt hat –, sie müssen bewahrt und entfaltet werden ... Die Erde ist im Horizont des Glaubens kein schrankenlos ausbeutbares Reservoir, sondern ein Teil des Mysteriums

der Schöpfung, dem man nicht nur zugreifend begegnen darf, sondern Staunen und Ehrfurcht schuldet.“ Um diese Haltung zu erreichen, wird es einer Kultur der Askese bedürfen, die es dem Menschen und den verschiedenen menschlichen Gemeinschaften ermöglicht, Freiheit auch als Fähigkeit des Verzichts auf eigene Macht und eigene Größe zu vollziehen und so von innen her den Raum für den anderen, gerade auch für den Schwachen, zu öffnen. Dieses Raumschaffen ist eine Gestalt der Liebe zum Menschen, aber auch zu Gott. Im Evangelium finden wir das darauf bezogene Wort Christi: „Wenn einer mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten; mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen“ (Joh 14, 23).

„Custos, quid de nocte“ ... (Jes 21, 11), lautet die Frage an einen der biblischen Propheten. Diese Frage ist heute von bedrängender Aktualität. Lassen Sie mich vor Ihnen, meine Damen und Herren, meine Überzeugung bekennen, daß es noch nicht zu spät ist für eine radikale Umkehr zum Menschen als Mitmenschen, zur Erde als einem Lebensraum, der Garten werden soll und nicht zur Wüste verkommen darf, auch wenn diese Welt für den Glauben nicht die letzte Heimat ist. Und es ist nicht zu spät, zu Gott umzukehren, der uns schon sucht, bevor wir begonnen haben, ihn zu suchen.

## „Gefragt sind die leisen Töne“

### Gedenkrede des Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts zum Tag der deutschen Einheit

*Die Rede bei der traditionellen Feierstunde im Deutschen Bundestag aus Anlaß des 17. Juni hielt dieses Jahr der Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Professor Roman Herzog. Herzogs erfrischend unkonventionelle Darstellung zum Selbstverständnis der Deutschen als Nation und zur „deutschen Frage“ seien hier im Wortlaut festgehalten. Die Zwischenüberschriften sind von der Redaktion.*

Wenn am Tag der deutschen Einheit der Präsident des Bundesverfassungsgerichts in diesem Saale die Hauptrede hält, dann mag der eine hoffen, der andere vielleicht auch befürchten, daß nun tiefeschürfende Ausführungen zur Rechtslage Deutschlands, zum Grundlagenvertragsurteil des Bundesverfassungsgerichts und zum Brief zur deutschen Einheit folgen.

Aber die Schwierigkeit des Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, meine Damen und Herren, besteht darin, daß in Karlsruhe eine Praxis und die feste Überzeugung bestehen, daß das Bundesverfassungsgericht zwar zu entscheiden und seine Entscheidungen zu begründen habe, daß es aber nicht seine Aufgabe und nicht sein Recht sei, diese Begründungen dann später auch noch zu kommentieren und zu promulgieren. Deshalb kann ich Sie – je nach Geschmack – in dieser Frage beruhigen, oder ich muß Sie enttäuschen. Ich achte alle die Dokumente, die

ich soeben genannt habe; ich achte sie keineswegs gering. Für den Fall, daß Sie meine persönliche Meinung dazu hören wollen, füge ich gern hinzu, daß ich für meinen Teil in meinem Privatleben Rechtspositionen immer erst am Ende von längerdauernden Entwicklungen aufzugeben pflege – wenn überhaupt.

Aber die Fragen, die uns der 17. Juni 1953 heute noch stellt, spielen auf einem ganz anderen Feld, so sicher Rechtsvorschriften und Rechtsnormen immer nur das Schlechte verhindern, nicht aber das Gute garantieren können, und so sicher sie vor allem niemanden von seiner eigenen, persönlichen Verantwortung für die geregelten Dinge befreien können.

In unseren öffentlichen Diskussionen reißen seit einiger Zeit gebetsmühlenartige Formelrituale ein. Wer über das Berufsschulwesen spricht, muß zunächst das duale System lobpreisen, wer unseren Staat loben will, muß sogleich mit bedenklich gerunzelter Stirne zu erkennen geben, daß er auch die Schwächen und die Fehler dieses Staates sieht. Wer sich anschickt, über den 17. Juni zu sprechen, gar in diesem Haus, von dem wird zunächst einmal die Feststellung erwartet, daß viele von unseren Mitbürgern an diesem Tage lieber einen Ausflug machen, als daß sie an öffentlichen Gedenkfeiern wie dieser hier teilnehmen.

Die Feststellung dieser Tatsache ist einmütig, aber die Folgerungen, die daraus gezogen werden, sind es schon nicht mehr. Die einen plädieren deshalb für die Abschaffung des Feiertages, die anderen sagen den alsbaldigen Untergang der deutschen Nation voraus. Erst in dem Entsetzen, das jeder über die Folgerungen des anderen äußert, treffen sich die beiden Seiten wieder.

Ich für meinen Teil, meine sehr verehrten Damen und Herren, ich sehe das alles – mit Verlaub gesagt – nicht ganz so dramatisch. Über Deutschland und seine Zukunft denken viele von unseren Mitbürgern viel öfter nach als nur einmal im Jahr, am 17. Juni. Wenn unsere Mitbürger über Deutschland nachdenken, meine Damen und Herren, dann kommt es meines Erachtens nicht darauf an, wo und bei welcher Gelegenheit sie das tun. Mich erinnert die Klage über den Ausflugstag 17. Juni immer etwas an die bekannte Theologiegeschichte, bei der sich am Ende herausstellt, daß es zwar erlaubt ist, beim Rauchen zu beten, daß es aber keineswegs angeht, beim Beten zu rauchen. Die Frage interessiert nicht; sie interessiert wenigstens mich nicht – lassen Sie mich das mit aller Deutlichkeit sagen –, und sie interessiert mit Sicherheit nicht zentral. Das ganze Phänomen hängt wahrscheinlich nur damit zusammen, daß wir Deutsche es zwar zu einer ganzen Reihe von Gedenktagen gebracht haben, daß wir es aber nicht geschafft haben, uns einen wirklichen Feiertag zu schaffen, weil Feiern und Rasten bei uns immer noch etwas ist, wofür man sich – wiederum rituell – zu entschuldigen hat.

## Der 17. Juni und die nationale Frage

Was aber – um nun ernst zu werden, meine Damen und Herren – sagt uns der 17. Juni 1953 heute noch wirklich?

Man fängt beim Versuch einer Antwort wohl am besten beim unmittelbaren Geschehen der damaligen Tage an. Der Sachverhalt ist so bekannt, zumindest in diesem Raum, daß ich ihn hier nur kurz anzureißen brauche. Entscheidend für mich ist, daß am 17. Juni 1953 deutsche Arbeiter, durch eine drastische Erhöhung von Produktionsnormen bis aufs Blut gereizt und gepeinigt, gegen das Regime der DDR und die dahinterstehende russische Besatzungsmacht aufgestanden sind, daß sie die roten Fahnen niedergeholt haben und daß sie vor allem die Grenzbefestigungen niedergelegt haben, die sie vom Westen trennten.

Man kann daraus – ganz naiv und ohne weitere wissenschaftlichen Forschungen – zweierlei lernen.

Erstens kann man lernen, daß ein bißchen Wohlstand die erste Voraussetzung für Freiheit und Menschenwürde ist. Das haben wir vor lauter Luxus und lauter „luxusgestütztem“ Nullwachstumsgerede in den letzten Jahren fast vergessen. Aber es kommt wieder.

Zweitens können wir lernen, daß der Mensch in seiner Not immer erst zu denen geht, die ihm am nächsten stehen. Und das waren am 17. Juni 1953 eben wir, die Deutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Das hat sich, wenn ich aus hundert Indizien die Quersumme ziehe, bis heute im Kern nicht geändert.

Natürlich ist die DDR heute kein stalinistischer Staat mehr, natürlich gibt es heute dort die oft zitierte Identifikation mit dem Staat – wenn auch nicht mit dem System –, und das kann ja, wenn man vernünftig denkt, auch gar nicht anders sein. Die Deutschen in der DDR betrachten diesen Staat, seinen bescheidenen Wohlstand und seine Rolle in der Welt als ihre eigene Leistung, auf die sie mit Recht stolz sein können, schon deshalb, weil ihre Eröffnungsbilanz 1948/49 noch viel schlechter aussah als die unsere, und vor allem deshalb, weil ihr politisches System den Aufstieg anders als das unsere nicht gefördert, sondern ständig behindert hat. Sie hatten es also schwerer als wir, und entsprechend größer ist auch ihre Genugtuung über das, was sie geschafft und geleistet haben.

Wenn sie aber so könnten, wie sie wollen, meine Damen und Herren, dann wären sie auch heute noch lieber bei uns als in ihrem Staat. Wenn es auch sein mag, daß sich manch einer nur von den goldenen Verlockungen des Westens blenden läßt, so gibt es doch ungezählte andere, denen der freie Teil Deutschlands um seiner Freiheit willen erstrebenswert ist. Genauso gibt es das große Heer derer, die mit uns einfach deshalb zusammensein wollen, weil sie sich genauso als Deutsche empfinden wie wir.

Aber, meine Damen und Herren, daraus entsteht dann für uns die Frage, wie wir es mit ihnen halten, ob wir noch an die eine Nation der Deutschen glauben und wirklich noch so an ihrer Seite stehen, wie sie es vernünftigerweise erwarten können. Für mich ist das zunächst einmal gar keine politische Frage. Ich denke, wenn ich mich mit der deutschen Nation befasse, weder an die Düppeler Schanzen noch an den Spiegelsaal von Versailles. Schon gar nicht läuft mir ein frommer Schauer den Rücken hinunter, wenn ich an die deutsche Nation denke. Für mich ist diese Frage zuallererst einmal ganz primitiv moralischer Natur.

Im heutigen Gebiet der DDR hatte die NSDAP keine besseren Wahlergebnisse als anderswo in Deutschland, es gab dort nicht mehr Konzentrationslager als anderswo in Deutschland, und die Reichskristallnacht lief auch nicht scheußlicher ab als anderswo in Deutschland – ganz abgesehen davon, daß die, die heute dort leben, genauso die Kinder und Enkel der damaligen Generation sind wie wir im Westen. Moralisch gibt es also überhaupt keinen Grund dafür, daß sie die Folgen unserer Geschichte um so viel länger und um so viel bitterer tragen als wir. Sie hatten doch nur das Pech, im Frühjahr 1945 einige Kilometer östlicher zu wohnen als wir und unsere Eltern oder ihre Flucht nach dem Westen etwas früher abgebrochen zu haben als andere. Das ist der ganze Unterschied zwischen ihnen und uns. Ich sage jetzt einfach, und ich sage es besonders den jungen Leuten in unserem Land: Solche Menschen läßt man mit ihrem Schicksal nicht einfach allein. Solche Menschen schreibt man nicht einfach ab, nur weil es bequemer ist und weil man sich dann über das gemeinsame Schicksal der Deutschen keine Gedanken mehr machen muß und weil vielleicht da und dort auch die Außenpolitik einfacher wird; das alles sehe ich. Ich sage noch einmal: Das ist für mich keine politische Frage. Das

ist eine Frage des ganz primitiven zwischenmenschlichen Anstands. Es gibt niemanden, der uns von dieser Anstandspflicht entbinden könnte, und es gibt auch keine geschichtliche Entwicklung, die uns das Recht dazu gäbe. Ganz allgemein gefallen mir auch hier die Diskussionsrituale nicht, die Gebetsmühlen, die in diesem Zusammenhang immer gleich gedreht werden.

Wer so denkt, wie ich es hier sage, und wer die Frage der fortbestehenden deutschen Nation so empfindet, der will doch keine Deutschtümelei im längst vergangenen Sinne, der denkt nicht an nationale Weihstunden, der denkt nicht an Regimentsmarschmusik und nicht an heroisch vorgereckte Unterkinnknochen, wie wir sie aus den Bildern und Plakaten der Vergangenheit noch so übel in Erinnerung haben. So einfach kann man sich die Sache in dieser Auseinandersetzung nicht machen. Die Wiederkehr solcher Dinge will kein vernünftiger Mensch, und wer sie dennoch will, den bekämpft man mit Recht; aber man bekämpft ihn nicht dadurch, daß man ihm das Feld der nationalen Frage allein überläßt.

## Nation als Substanz und Ritual

Wir sollten doch begreifen, welch unverdienter Glücksfall es beispielsweise ist, daß wir Deutschen eine Nationalhymne haben, die man eben nicht nur von Trompeten und Tschinellen spielen lassen kann, sondern auch von einem Streichquartett, wenn es darauf ankommt. Nicht nur das Entsetzen über die bewußten zwölf Jahre, auch das Gedenken an Tage wie den 17. Juni 1953 verlangt von uns die leisen Töne, und das ist gut so. Aber daß wir überhaupt schweigen und uns von unserer Nachbarpflicht davonstehlen, das ist nicht verlangt, und das ist erst recht nicht erlaubt.

In dieser Frage hat sich vor einem guten Jahr der Schriftsteller Martin Walser zu Wort gemeldet, gewiß ein nachdenklicher und aller nationalistischen Umtriebe unverdächtig Mann. Er hat in sehr viel besseren Worten als ich, aber genau in der Tonlage, die auch ich für richtig halte, ungefähr das folgende gesagt: Eine gewisse Identifizierung mit dem Volk, in das man hineingeboren ist, gehöre zu den natürlichen Bedürfnissen und Regungen der meisten Menschen, und es sei für sie daher eben nicht einfach gleichgültig, wie dieses Volk dasteht und wie es seinen Gliedern geht. Das Schicksal anderer Deutscher sei für unsereinen doch wohl nicht ganz dasselbe wie das Schicksal anderer Völker. Man wird einem Mann wie ihm gewiß zutrauen können, daß er weder an rasselnde Säbel noch an Pauken und Trompeten gedacht hat und schon gar nicht an Nationalismus und Chauvinismus, als er das alles in sehr leisen und zum Teil sogar zögernden Worten gesagt hat.

Und Kurt Tucholsky, politisch gewiß noch weniger verdächtig als Martin Walser, hat in seinem Essay „Heimat“ vom Jahre 1929 wohl so Ähnliches gemeint. Er hat die tiefen Gräben, die damals durch unser Volk gingen, nicht verschwiegen, ja er hat sie auf zwei Druckseiten noch ein-

mal ausdrücklich und unmißverständlich zu Protokoll gegeben. Aber dann kommen – heute fast prophetisch anmutend, damals aber natürlich ganz anders gemeint – die folgenden Schlußsätze:

Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir. Und in allen Gegensätzen steht – unerschütterlich, ohne Fahne, ohne Leierkasten, ohne Sentimentalität und ohne gezücktes Schwert – die stille Liebe zu unserer Heimat.

Das ist etwas ganz anderes als die ewig wiederkehrende Fernsehdiskussionsfrage, ob man stolz darauf sein dürfe, Deutscher zu sein. Auf eine dumme Frage, meine Damen und Herren, bekommt man eben dumme Antworten, und so verlaufen solche Diskussionen dann auch – bis in die letzten Wochen hinein. Bundespräsident Karl Carstens hat dazu schon vor Jahren das einzig Richtige gesagt: Stolz sein kann man, wenn die deutsche Sprache überhaupt noch etwas gilt, doch wohl nur auf eigene Leistungen. Wir jetzt Lebenden können noch nicht einmal auf die guten Seiten unserer Geschichte wirklich stolz sein; wir können uns dazu bekennen, wir können froh darüber sein, aber wir können nicht stolz darauf sein; denn wir sind es ja nicht gewesen, die diese guten Seiten unserer Geschichte verwirklicht haben; wir wären dazu vielleicht nicht einmal imstande gewesen, jedenfalls wenn ich weiter in die Geschichte zurückblicke. Was soll also die ständige Wiederholung dieses Rituals?

Wenn man nun aber das alles so sieht, wie ich es hier vortrage, worauf zielt dann das Reden von der deutschen Nation eigentlich noch? Was kann man sich im Zeitalter der Freizügigkeit und des Massentourismus, der niedergelegten Grenzen, der europäischen und der weltweiten Zusammenschlüsse dann eigentlich noch unter einer Nation vorstellen? Was macht – um es ganz einfach zu sagen – ein Volk zur Nation?

Die Staatslehre hat dazu die schönsten Kategorien entwickelt: gemeinsame Sprache, gemeinsame Geschichte, gemeinsame Kultur, und was dergleichen mehr ist. Bei der Religion tun wir Deutschen uns schon relativ schwer. Sie wird in diesem Zusammenhang auch genannt. – Aber das alles, was ich soeben vorgetragen habe, haben wir auch mit den Österreichern, den Deutschschweizern, den Liechtensteinern, den Elsässern und Südtirolern gemeinsam, die doch ganz bestimmt nicht mehr zur deutschen Nation gehören. Das kann es also nicht sein, obwohl auch der Gedanke daran lehrreich ist, lehrreich deswegen, weil man sich nur einmal etwa die Unverschriften unter der Frankfurter Reichsverfassung von 1849, der ersten demokratischen Verfassung Deutschlands, anzusehen braucht, um zu erkennen, daß die Teilung der deutschen Nation nicht erst seit 1945 oder 1949 auf der Tagesordnung der Geschichte steht.

Wenn das alles aber nicht mehr zieht, woran erkennt man dann, ob die Deutschen noch eine Nation sind? Da hört man dann in den einschlägigen Fachdisziplinen – ich selber habe kräftig daran mitgeschrieben –, es komme darauf an, daß ein Volk sich „seiner selbst bewußt ist“, daß es sich selbst noch als politische Schicksals- und Verantwort-

tungsgemeinschaft versteht. Unüberhörbar ist hier übrigens das Element der Freiheit und der Selbstbestimmung, das da laut wird. So ist es seit den Tagen des Abbé Sieyès gewesen, und daran sollten wir auch festhalten.

Aber dann scheiden sich die Geister auch schon wieder – auch in den einschlägigen wissenschaftlichen Disziplinen –, und sie können es eigentlich auch gar nicht anders. Umstritten ist vor allem die Frage, welche Rolle der Staat für den Begriff und die Wirklichkeit einer Nation spielt, und auch dazu möchte ich hier gern ein paar Worte sagen: Auch diese Frage ist nicht ganz so einfach zu beantworten, wie es die Leierkastenmänner gern hätten. Wenn man ehrlich ist, hat es hier nämlich zu allen Zeiten zwei grundlegend verschiedene Positionen gegeben.

Die erste kam – wie könnte es anders sein – aus Frankreich, wo man die Nation stets als *Staatsnation* betrachtet hat und wo man sich das übrigens auch leisten konnte. Für die Franzosen war das französische Volk deshalb eine Nation, weil es einen Staat hatte. Die Schicksals- und Verantwortungsgemeinschaft von der ich soeben gesprochen habe, manifestierte sich für die Franzosen immer in diesem Staat, und da man ihn als Selbstverständlichkeit betrachten konnte, konnte man es sich auch leisten, den Staat zur *Conditio sine qua non* der Nation zu erklären.

Im östlichen Europa, auch schon in der Donaumonarchie, konnte man sich einen so engen Nationbegriff niemals leisten. Dort mußte man ihn weiter fassen, wenn man ihn nicht überhaupt aufgeben wollte, und so ist dort der Begriff der *Kulturnation* entstanden, der es zuließ, daß ein und dieselbe Nation in mehreren Staaten lebte und daß umgekehrt in ein und demselben Staat mehrere Nationen oder doch Teile mehrerer Nationen lebten.

In Deutschland haben sich die Dinge, wie wir alle wissen, erst im letzten Jahrhundert entschieden, und zwar, wie wir heute wissen, wohl eher vorläufig. Eine deutsche Nation hat es schon gegeben, als das deutsche Volk noch in den Mittel- und Kleinstaaten des Deutschen Bundes zusammenlebte; das Nationalgefühl war ja gerade das Motiv zur Gründung des kleindeutschen Staates von 1870/71. Als der Staat Bismarcks aber einmal im Leben war, verwendete man dann auch einen anderen Begriff der Nation, nämlich den französischen, der zwar auch damals nur bedingt paßte, den man aber um so entschiedener betonte, je größer das innere Bedürfnis war, die Probleme der „verspäteten Nation“ zu vergessen und zu verdrängen.

## Die deutsche Frage könnte sich noch einmal ganz anders stellen

Was bedeutet das für die heutige Situation, meine Damen und Herren? Vor allem: Bedeutet es etwa, daß wir wieder zur Kulturnation zurückkehren müssen?

Darauf gibt es erst eine Antwort, wenn die Zweideutigkeit ausgeräumt ist, die sich mit dem Begriff der Kulturnation verbindet, und diese Zweideutigkeit bezieht sich gerade auf das Verhältnis der Nation zum Staat.

Begreift man die Kulturnation als den direkten Gegensatz zur Staatsnation, dann ist die Lösung natürlich leicht. Dann gibt es im Verhältnis zur DDR keine Probleme mehr. Dann bestehen eben wieder einmal zwei Staaten auf deutschem Boden, noch dazu mit verschiedenen Gesellschaftsordnungen, und nur ihre Bürger hätten noch ein besonderes Verhältnis zueinander, weil sie die gleiche Sprache sprechen und die gleiche Geschichte zu verantworten haben, weil sie durch vielfache menschliche Beziehungen miteinander verbunden sind und – nicht zuletzt – weil die Bürger des einen Staates natürlich auch gern in einer Ordnung leben möchten, die der des anderen Staates zumindest in den Grundlagen entsprechen müßte.

So kann man die Dinge natürlich sehen, aber ich fürchte, man macht es sich dann zu leicht. Im früheren Osteuropa jedenfalls hat man den Begriff der Kulturnation so nicht verstanden. Die Völker Polens und der heutigen Tschechoslowakei, um nur diese Beispiele zu nennen, haben sich damals gewiß als selbständige Nationen verstanden, obwohl sie – übrigens auch durch deutsches Verschulden – in verschiedenen Staaten leben mußten. Aber sie wollten doch ohne jeden Zweifel in einem Staat ihrer eigenen Nation leben, und sie haben diesen Staat auch geschaffen, sobald ihnen das politisch möglich war. Der bestehende Staat war für sie kein Begriffsmerkmal der Nation. Wohl aber gehörte der eigene Staat als Ziel dazu.

Das ist genau die Frage, vor der wir Deutschen seit 1949 wieder stehen. Ich fürchte, sie läßt sich allein mit terminologischen Tricks nicht aus der Welt schaffen. Sonst wären wir wieder einmal bei den Gebetsmühlen.

Natürlich kenne ich auch die politischen Fakten. Natürlich möchte auch ich den Frieden und die Sicherheit, in der wir uns seit mehr als 40 Jahren bewegen können, nicht um eines Begriffes willen aufs Spiel setzen, noch nicht einmal um der Wirklichkeit willen, die sich mit diesem Begriff verbindet. Und wenn Sie mich fragen, für wann ich den gemeinsamen deutschen Staat prognostiziere, dann antworte ich darauf – wie viele von Ihnen – freimütig, daß ich noch nicht einmal weiß, ob es ihn jemals wieder geben wird. Aber ich bleibe bei der Hoffnung, daß es ihn geben wird. Auf etwas, was man sicher weiß, braucht man ja nicht zu hoffen. Zum Begriff der Hoffnung gehört ja gerade die Unsicherheit der Prognose. Deshalb bleibe ich auch dabei: Eine Nation ohne den Willen zum eigenen Staat ist – Stand von heute – ein Unding.

Ich sage bewußt: Stand von heute. Denn das alles gilt nur so lange, wie die Völker Europas es überhaupt für richtig halten, ihr Recht auf Selbstbestimmung, ja ihr Recht auf eigene Lebensformen in der Form dessen, was wir heute als Staat bezeichnen, zu verwirklichen. So sicher, wie uns das vorkommt, ist auch das nicht, meine Damen und Herren. Den Staat, in dem wir heute leben, gibt es in Europa seit etwa 400 Jahren, in Deutschland seit 200 Jahren, gut gerechnet da und dort seit 300 Jahren. Alles andere wird von den Fachdisziplinen zum Teil gar nicht als Staat anerkannt. Da ist es überhaupt nicht sicher, daß er so, wie wir ihn kennen, auf ewig fortbesteht. Die zunehmende internationale Verflechtung, die europäische Integration, die

Verlagerung und vor allem auch die innere Veränderung der Staatsfunktionen können hier zu Entwicklungen führen, die wir alle miteinander nicht absehen und die weit über unsere heutigen Vorstellungen hinausgehen können. In einer solchen völlig unabsehbaren, aber auch nicht völlig ausschließbaren Entwicklung würde sich die deutsche Frage vielleicht noch einmal ganz anders ausnehmen. Sie werden von mir vielleicht noch ein paar Worte erwarten, wie nun die deutsche Nation trotz aller historischen und politischen Widerwärtigkeiten aufrechterhalten werden kann. Ich habe auch dazu keine Patentrezepte anzubieten, und ich will auch gar nicht so tun, als hätte ich sie. Aber wenn man – wie ich – die Dinge nicht gar so hochhängt, dann erkennt man auch, daß die großen Aktionen hier ohnehin nicht gefragt sind. Der Franzose Ernest Renan hat vor vielen Jahrzehnten einmal gesagt, eine Nation sei ein tagtägliches Plebiszit. Das bedeutet doch zunächst einmal, sie ereignet sich nicht in den großen Deklamationen – so wichtig diese auch da und dort sein mögen –, sondern sie ereignet sich in den Hirnen und in den Herzen der einzelnen Menschen. Wenn es darum geht, läßt sich durchaus einiges tun, meine Damen und Herren.

Ich verfolge – um nur an einer Ecke anzufangen – seit Jahren mit wachsendem Mißmut den Streit um die Einzeichnung der Grenze von 1937 in die Landkarten unserer deutschen Schulbücher, und ich will hier ganz deutlich sagen: So wie diese Karten heute aussehen, meine Damen und Herren, fallen mir für ihren Abdruck so wenig Argumente ein wie gegen ihren Abdruck. Aber: Stellen Sie sich Karten des alten Deutschland vor, auf denen beispielsweise die Geburtsorte unserer großen Künstler, die Geburtsorte unserer Nobelpreisträger, unserer Arbeiterführer, unserer Olympiasieger, unserer großen Ärzte, unserer großen Erfinder eingezeichnet wären. Aus solchen Karten könnte ein junger Mensch, der sich nur etwas für Geschichte interessiert, auf einen Schlag den ganzen Lebens- und Kulturraum Deutschland zu begreifen beginnen. Geben wir es zu: Auch wir, so wie wir hier sitzen – ich stehe, aber ich beziehe mich mit ein –, könnten eine solche Auffrischung gelegentlich ganz gut brauchen – oder nicht?

## Zu den jungen Menschen: Setzt ein Zeichen

Dann sage ich den jungen Menschen unseres Landes: Geht in die DDR hinüber, sooft und solange ihr könnt – ich weiß, daß diese Idee nicht gerade originell ist, aber deswegen, weil sie nicht originell ist, braucht sie ja nicht falsch zu sein –, und hört euch an, was euch die Menschen dort zu sagen haben. Sie sind nicht ganz so wohlhabend wie wir, und sie sind – das ist im Gespräch der Generationen wichtig, weil unsere jungen Leute auch nicht so reich sind – vor allen Dingen nicht so weit gereist wie wir. Es könnte sein, daß sie deshalb manches Wissen nicht haben, was für uns selbstverständlich ist. Aber dafür sehen sie – das weiß ich nun aus Hunderten von Gesprächen und Treffen – vieles tiefer als wir. Sie können Texte lesen –

während bei uns schon der, der sie geschrieben hat, geschludert hat, und der, der sie liest, auch noch schludert. Sie können Texte lesen. Davon können wir, davon könnt ihr lernen. Ihr braucht auch denen nicht jedes Wort zu glauben, aber jedes Gespräch mit ihnen lehrt unsereinen Dinge, die wir so bisher nicht begriffen haben oder die wir im Westen schon längst vergessen haben, auch zur Zusammengehörigkeit der Deutschen.

Vor allem sage ich den jungen Leuten: Denkt daran, daß es noch immer der Geist gewesen ist, der die höchsten Mauern übersprungen hat. Die Gedanken sind zollfrei – auch an der Mauer, die uns Deutsche jetzt trennt. Also sollt ihr nach Wegen suchen, wie ihr euch im Denken mit euren Altersgenossen drüben treffen könnt. Lest die gleichen Bücher der Freiheit und der Menschlichkeit wie sie, singt die gleichen Lieder, die alten und die neuen, oder hört die gleiche Musik, meinerwegen die alte und die neue, setzt euch die gleichen Aufgaben, die gleichen Ziele, ja die gleichen Utopien für euer Leben, für euer privates, für euer politisches Leben! Denn diese junge Generation gehört ja nicht mehr zu jener Generation vor 20 oder 25 Jahren, die allen Ernstes glaubte, für sie seien keine Aufgaben mehr übrig, weil die Väter alles erledigt hätten; das hat es ja vor einer Generation gegeben und war eine ganz vitale Sorge. Die heutige Generation kann es doch mit Händen greifen, was wir hier an Aufgaben hinterlassen. Ich sage ihnen: Das könnt ihr mit denen im Osten besser bewältigen als ohne sie. Vom Frieden und von der Gerechtigkeit in der Dritten Welt will ich hier gar nicht reden; das ist keine Aufgabe, die speziell die Deutschen trifft. Sie trifft die jungen Generationen sämtlicher Länder.

Aber kümmert euch mit denen im Osten um die Überwindung der deutschen Vergangenheit, nicht indem ihr sie verdrängt, nicht indem ihr euch ewig und noch drei Tage an irgendwelchen Verschuldensfragen aufhängt, sondern indem ihr sie verarbeitet und die Konsequenzen für die Zukunft daraus zieht!

Kümmert euch um die deutsche Geschichte, und macht sie frei von den linken und rechten Klischees, aus denen wir Alten offenbar nicht mehr herauskommen! Kümmert euch um die deutsche Natur, die unsere deutschen Dichter – die linken wie die rechten – so geliebt und so großartig besungen haben! Stellt euch nur vor, wenn es wenigstens eurer, der jungen Generation gelänge, die Elbe sauber zu bekommen – nur so ein Zeichen! Wenn sich sonst an der innerdeutschen Grenze bis dahin nichts bewegen würde – ich behaupte: Die Grenze, die eine saubere Elbe zieht, ist eine andere Grenze als die heutige! Auch dazu muß man arbeiten können.

Vor allem sage ich den Jungen: Laßt euch auf beiden Seiten nicht wieder auf die großen Worte und auf die aufgerissenen Mäuler ein! Gefragt sind, wie ich vorher schon einmal gesagt habe, die leisen Töne in dieser Frage. Ich weiß auch hier wieder aus Hunderten von Gesprächen: Die Jungen beherrschen sie, und, meine Damen und Herren, das ist unsere Hoffnung.